

Uwe Schimank¹

Replik

Das Sprichwort sagt: »Viele Hunde sind des Hasen Tod.« Zehn Kommentare, die – wie jeder Leser schnell erkennt – weit auseinandergehende, einander immer wieder diametral widersprechende Kritikpunkte und Verbesserungsvorschläge vorbringen, könnten aber auch aufs genaue Gegenteil hinauslaufen: Der Hase macht ungerührt, was er will, weil er es sowieso keinem recht machen kann. Ich will mich hier aber weder geschlagen noch lernunwillig geben. Warum ich Ersteres vorerst nicht in Betracht ziehe, wird im Weiteren erläutert werden. Wichtiger am Anfang zu betonen ist mir jedoch, dass ich aus allen Kommentaren sehr viel gelernt habe. Dafür schulde ich den Kolleginnen und Kollegen Dank. Ganz besonders bedanken möchte ich mich dafür, dass niemand – trotz der inhaltlichen Schärfe einzelner Kritikpunkte – in Polemik abgeglitten ist. Ich nehme dies als ein ermutigendes Zeichen dafür, dass auch Auseinandersetzungen über Grundsatzfragen, in denen am Ende Setzungen gegeneinander stehen, nicht zu Freund/Feind-Konfrontationen entarten müssen.

Was ich zur Diskussion gestellt habe, war ein Vorschlag zur gesellschaftstheoretischen Konzeptualisierung der Moderne. Dieser Vorschlag basiert auf einer bestimmten sozialtheoretischen Grundlage, und er ist weiterhin wissenschaftstheoretisch in bestimmter Weise positioniert. Die Kommentierungen des Vorschlags nehmen auf alle drei Diskussionsebenen Bezug, weshalb ich auch auf allen drei Ebenen antworten muss. Der Schwerpunkt wird freilich auf der gesellschaftstheoretischen Ebene liegen.

Jeder, der alle zehn Kommentare gelesen hat, wird verstehen, dass ich bei weitem nicht allen Anregungen und Kritiken im Einzelnen gerecht werden kann. Es ist nicht zuletzt ganz einfach so, dass ich über Vieles noch länger nachdenken muss, um dann hoffentlich eine zufriedenstellende Antwort geben zu können – vielleicht erst in weiteren Publikationen in den nächsten Jahren. Das ist aber auch nicht weiter schlimm: Ich bin ja nicht der Einzige, der über Gesellschaftstheorie nachdenkt und die Überlegungen meiner Kommentatoren aufgreifen kann. Wenn mein Beitrag eine fruchtbare Diskussion in Gang setzt, die gegebenenfalls schnell über ihn hinweggeht, hätte er einen wichtigen Impuls gegeben. Ich werde daher im Weiteren in Reaktion auf die Kommentare vor allem auch eine Agenda weiter zu diskutierender Fragen kompilieren. Zu einzelnen Punkten dieser Agenda kann ich bereits Argumentationslinien skizzieren, was aber keine sachlichen Prioritätensetzungen präjudizieren soll.

Ein genereller Eindruck vorweg: Die von mir präferierte Prioritätenordnung dessen, was zu diskutieren ist, haben die Kommentare in erheblichem Maße ignoriert. Für mich

1 Anmerkung der Redaktion: Die Seitenzahlen in den Klammern ohne Jahresangabe beziehen sich auf die Forumsbeiträge in diesem Heft.

stand der Integrationsvorschlag im Zentrum, also das die differenzierungs-, die ungleichheits- und die kulturtheoretische Perspektive zusammenführende analytische Modell der modernen Gesellschaft: Wie überzeugend ist es im Einzelnen gebaut? Wie gut kann es als Beschreibungs- und Erklärungswerkzeug funktionieren? Anstatt dieses Modell entlang der fünf Konstruktionsschritte zu diskutieren, haben sich die meisten Kommentare auf Vorfragen bezogen:

- Wie ist das erkenntnistheoretische und wissenssoziologische Verhältnis von Gesellschaftstheorie zu ihrem Gegenstand?
- Ist eine integrative Gesellschaftstheorie überhaupt möglich und wünschenswert?
- Leuchten die stilisierten drei Theorie-Familien ein?
- Und auf welcher sozialtheoretischen Grundlage sollte man Gesellschaftstheorie betreiben?

Jede dieser Fragen ist zweifellos wichtig. Jede dieser Fragen kann aber auch, ungewollt oder gewollt, dafür herhalten, dass man sozusagen auf Zeit spielt, um sich der Mitarbeit an einem kollektiven gesellschaftstheoretischen Erkenntnisfortschritt zu entziehen. Dieser theoriearchitektonische und theoriepolitische Gesichtspunkt sei daher vorausgeschickt.

1 Theoriearchitektonisches und Theoriepolitisches

Wissenschaftliche Erkenntnisproduktion ist oftmals ein Spezialfall von Entscheidungshandeln unter Bedingungen sehr hoher Komplexität.² Kritisch ist dabei die Sachdimension des Entscheidens: »Was ist der Fall?« und »Was steckt dahinter?« (Luhmann 1993). Wie ist ein Phänomen wie die moderne Gesellschaft zu beschreiben, und was sind die Ursachen und Folgen ihrer Dynamiken? Es geht also um Fakten- sowie Kausalwissen. Gesellschaftstheoretiker tun diesbezüglich nach wie vor vielfach so, als agierten sie in einer Welt, in der weder die Zeit- noch die Sozialdimension Restriktionen ihres Wissenkönnens sowie Wissen-Wollens setzten – so dass eine sachlich perfekte Rationalität ihrer Theorieentscheidungen möglich ist und das Maß aller Dinge sein sollte.

Doch beide Randbedingungen des gesellschaftstheoretischen Diskurses sind nicht gegeben. Zum einen gilt auch hier Herbert Simons »bounded rationality«: Zeitknappheit verhindert, dass man vorhandenes Fakten- und Kausalwissen vollständig zur Kenntnis nehmen kann. Man liest Vieles nicht, was man in Rechnung stellen müsste, und tut ebenso Vieles ab, obwohl es bedeutsam ist.³ Zum anderen trübt in sozialer Hinsicht ein Drang zur Markenbildung den Blick auf gesellschaftstheoretisch relevante Fakten und Kausalitäten (Schimank 2012). Wem in der Konkurrenz um Wahrheitsansprüche der »zwanglose Zwang des besseren Argumentes« (Habermas 1971: 137) zu riskant erscheint, der flüchtet sich in selbst definierte Nischen – schlimmstenfalls in eine Privatsprache.

2 Als Überblick über die Forschungen zum komplexen Entscheiden siehe nur Schimank (2005).

3 Aufmerksamkeitsökonomie ist das einschlägige Stichwort (Schroer 2014).

Wie die soziologische Theoriediskussion generell, leidet auch die gesellschaftstheoretische Debatte darunter, dass beide Rationalitätsbeschränkungen von Theorieentscheidungen nicht reflektiert werden.

Immer noch ist es allzu oft ein Totschlagargument, dass man spezifische gesellschaftstheoretische Überlegungen erst dann zu diskutieren bereit ist, wenn man zuvor deren sozial- oder wissenschaftstheoretische Grundlagen in aller Ruhe breitgetreten hat. Man gibt sich dabei jedes Mal neu überrascht darüber, dass man zur eigentlichen Agenda wieder mal gar nicht gekommen ist, weil das sozial- oder wissenschaftstheoretische Vorgeplänkel zu lange gedauert hat – man könnte auch von gezielt gesuchten Nebenkriegsschauplätzen sprechen. Wenn wir gesellschaftstheoretisch vorankommen, also wichtige real existierende Phänomene in angemessener Zeit so gut wie möglich beschreiben und erklären wollen: Wieviel Zeit wollen und können wir uns eigentlich dafür nehmen, immer wieder aufs Neue mit zumeist altbekannten Argumenten über Handlungs- vs. Systemtheorie oder Pro und Contra Anthropologie zu streiten?

Dasselbe gilt für die Markenbildung, die ja genau besehen oft hinter der Flucht auf Nebenkriegsschauplätze steht. Markenbildung heißt – siehe nur die »unique selling points« von Schokoladefabrikanten – Konkurrenzverweigerung durch proklamierte Unvergleichbarkeit. Mit Niklas Luhmann gesprochen handelt es sich um eine mutwillige Unterbrechung kommunikativer Anschlussfähigkeit. Anstatt zu versuchen, soweit wie möglich eine gemeinsame Sprache zu sprechen, um über entscheidbare Konflikte zwischen logisch durchdenkbaren und empirisch prüfbareren theoretischen Hypothesen gemeinsam weiter zu kommen, zieht man es vor, nichts zu riskieren, indem man von vornherein kategorisch Nicht-Übersetzbarkeit reklamiert. Solche Nichtangriffspakte schützen den Frieden – der freilich eine Friedhofsruhe ist.

Ich habe mit diesen Bedenken nicht die jetzigen Teilnehmer an der Diskussion meines Aufsatzes im Blick, sondern vergangene Diskussionen anderer Theoriefragen, wo man sich auf Nebenkriegsschauplätzen und in Markenbildung verzettelt hat. Aber ich weiß von daher, wie leicht das auch im Fortgang der hier geführten Diskussion noch passieren könnte – wenn auch vermutlich durch andere, weniger besonnene Teilnehmerinnen verursacht.

Frank Nullmeier hat mir in einem Vortrag attestiert, ich bewege mich gesellschaftstheoretisch »zwischen Entwurf und Coping«. Damit hat er die entscheidungssoziologische Problematik, in der jede ambitionierte sozialwissenschaftliche Theoriebildung steht, sehr gut auf den Punkt gebracht. »Entwurf« meint Planungswissen: die kognitive Nachzeichnung und daraus hergeleitete Vorwegnahme der langfristig ausgreifenden großen Linie gesellschaftlichen Geschehens à la Geschichtsphilosophie oder soziologischer Modernisierungstheorie. »Coping« ist demgegenüber das Bestreben, gesellschaftliche Dynamiken kurzfristig – trotz aller Überraschungen durch allfällige Cournot-Effekte und sonstige transintentionale Wendungen – auszubuchstabieren. Angesichts der Tatsache, dass Planung und Prognose illusionär, pures »Coping« hingegen zu defätistisch ist, schlug Amitai Etzioni (1968: 249-309; 1973) einen mittleren Weg zwischen Beidem vor: »mixed scanning«. Vielleicht ist das eine gute Maxime gesellschaftstheoretischen Denkens: die breiten Korridore vorstellbarer gesellschaftlicher Dynamiken möglichst gut zu identifi-

zieren, hinsichtlich der tatsächlich eingeschlagenen Korridore und der sich innerhalb dieser abspielenden spezifischen Dynamiken hingegen offen für alles Mögliche zu sein.

Was ich als integrative Theorie skizziert habe, sollte genau in diesem Sinne keine deterministische Gesamterklärung des bisherigen Verlaufs der Moderne und schon gar keine zielgenaue Vorhersage ihrer Zukunft sein, aber immerhin Vergangenes rekonstruieren und mögliche Zukunftsszenarien entwerfen können. Hinsichtlich der Vergangenheit sind dabei vor allem jede Menge Cournot-Effekte in Rechnung zu stellen: Man muss sich nur einmal ausmalen, was z. B. weltweit, nicht nur in Europa, auch in Ostasien passiert oder nicht passiert wäre, wenn Adolf Hitler 1937 von einem Attentäter erschossen worden wäre? Ganz Vieles, was wir jetzt global und national als zwingende Strukturdynamiken der Nachkriegsära anzusehen neigen, hätte vielleicht deutlich anders passieren können, wenn das so gekommen wäre. Und mit Blick auf die Zukunft lehren uns nicht zuletzt die soziologischen Gegenwartsdiagnosen dort, wo sie scheitern oder einander widersprechen, dass unsere theoretischen Modelle zwangsläufig vereinfachen, also Vieles nicht in Rechnung stellen, was sich aber als bedeutsam erweist. Leben wir z. B. noch in der »Erlebnis-« oder »Multioptionsgesellschaft« – und wenn ja, wer genau lebt dort? Und was alles deckt das Modell der »Risikogesellschaft« oder der »asymmetrischen Gesellschaft« nicht ab? Sowohl auf Grund von Cournot-Effekten als auch wegen der Grenzen einer Komplexitätsreduktion durch theoretische Gesellschaftsmodelle wird Gesellschaftsforschung niemals ohne »Coping« als zweite Komponente von »mixed scanning« auskommen können – und das heißt am Ende, wenn es um konkrete gesellschaftliche Geschehnisse geht, immer auch Improvisation auf der Linie von »Basteln, Flickern, Probieren, Kombinieren«, wie Friedhelm Guttandin (1996: 31) es lapidar ausdrückt.⁴

2 Wissenschaftstheoretisches

Diese Überlegungen leiten bereits zu wissenschaftstheoretischen Fragen über, die von mehreren Kommentaren aufgeworfen werden. So kritisiert Christoph Deutschmann (38) zu Recht, dass die Begriffe »Theorie« und »Modell« sowie – wie man mit Thomas Schwinn (2015: 278f.) und Rainer Schützeichel (2015: 296f.) hinzufügen kann – »Perspektive« bzw. »Scheinwerfer«, »Dimension« und »Mechanismus« nicht geklärt werden und manchmal durcheinander zu gehen oder dasselbe zu meinen scheinen. Handelt es sich, mit Renate Mayntz (2015: 273) gefragt, bei meinem Vorschlag um einen Idealtypus – doch was ist sein »Erklärungspotential für uns aktuell bedrängende Probleme«? Und läuft das Ganze auf eine bloße »Kontingenztheorie der sozialen Entwicklung« hinaus, wie Nullmeier (2015: 288f.) befürchtet: »Die Gesellschaftstheorie schafft sich so selber ab und hinterlässt bloß einen analytischen Begriffs- und Sortierahmen für die Vielzahl der Geschehnisse.« Das passt schließlich auch zu Jörg Rössels (44, 47) Generaleinwand, dass lediglich »... Deskription statt Theorie ...« geboten werde; und das sei unvermeidlich so,

4 In seinen Beobachtungen zur Lebensführung in südamerikanischen Provinzstädten. Zu Coping im politischen Entscheiden bzw. in der Lebensplanung siehe Schimank (2011; 2015).

weil »... jeweils eben nur Teilaspekte von ausgewählten gesellschaftlichen Entwicklungen erklärt werden ...« können, weshalb besser »... nicht holistisch gesellschaftstheoretisch anzusetzen ...« sei, sondern mit erklärungskräftigen Theorien mittlerer Reichweite z. B. zur Wohlfahrtsstaatsentwicklung.

Wenn man Theorie als Oberbegriff wählt, dann benennen die weiteren gefallenen Begriffe spezifische Funktionen, die eine Theorie haben kann. Theorien können erstens als analytische Bezugsrahmen empirische Phänomene deskriptiv sortieren und dabei bestimmte Aspekte als analytische Dimensionen hervorheben und andere vernachlässigen. Schon das macht sie zweitens immer auch zu impliziten Perspektiven, was dann durch explizite Leitfragen ausgearbeitet wird. So stellt die differenzierungstheoretische Perspektive mit ihren Begrifflichkeiten und Typologien andere Aspekte z. B. des Verhältnisses von Lehrern und Eltern der jeweiligen Schüler heraus als die ungleichheitstheoretische. Das liegt zum einen daran, dass der differenzierungstheoretische Bezugsrahmen, sozusagen als ein anderes auszufüllendes Beobachtungsformular, andere Beschreibungen dieses Verhältnisses liefert als der ungleichheitstheoretische Bezugsrahmen. Ersterer achtet z. B. auf Publikums- und Leistungsrollen und deren Beziehung zueinander, Letzterer hingegen auf Statusdifferenzen zwischen Lehrern und Eltern, z. B. solchen aus Unterschichten, sowie zwischen Eltern. Noch klarer werden die Perspektivdifferenzen, wenn die Fragerichtungen ausgesprochen werden, die hinter beiden Beschreibungs-Vokabularen stehen. Differenzierungstheoretisch interessiert man sich etwa dafür, wie autonom die Lehrer als Leistungsrollenträger arbeiten können und wo die Eltern bei der schulischen Leistungsproduktion mitwirken und -sprechen; ungleichheitstheoretisch geht es demgegenüber darum, welche Bildungsbenachteiligungen aufgrund sozialer Herkunft sich in der Schule verstärken, oder wo umgekehrt Schule solchen Benachteiligungen entgegenwirken kann.

Drittens können Theorien, über diese deskriptiven und akzentsetzenden Funktionen hinaus,⁵ auch Erklärungen für die mit ihnen beschriebenen empirischen Phänomene anbieten, also Wirkungszusammenhänge darlegen. Bei dieser explanatorischen Funktion, sollte man sich zweierlei klar machen:

- Erstens sollte man ein Kontinuum von heuristischen Leithypothesen auf der einen, spezifischen Erklärungsfaktoren auf der anderen nutzen. Man kann natürlich den Erklärungsbegriff so verengen, dass nur punktgenaue, am besten schon eindeutig empirisch operationalisierte Wirkungsbehauptungen darunter fallen. Dann verzichtet

5 Ich gehe also, anders als Joachim Renn (2015: 308f.) mir zu unterstellen scheint, durchaus von der Theorieabhängigkeit jeglicher empirischer Beobachtung aus. Ob und inwieweit aber die »Differenz zwischen theoretischen Vokabularen« auf eine »Inkommensurabilität« dessen, was dann jeweils beobachtet wird, hinausläuft, bliebe erst noch fallweise zu prüfen, anstatt es als Pauschaldiktum zu behaupten. Allein schon deshalb, weil diese These zu vielen Nicht-Anschlussfähigkeiten in der Theoriediskussion geführt hat, sollte man sehr vorsichtig sein, einer grundsätzlichen Unübersetzbarkeit theoretischer Sprachspiele – Renn sieht nur »immer auch verfremdende« Übersetzungen – das Wort zu reden. Es dürfte zwar stimmen, dass strenggenommen die Bedeutung eines Begriffs sich verändert, wenn er in einem anderen Begriffsnetz verwendet wird: Aber längst nicht immer ist diese Differenz so erheblich, dass man sie berücksichtigen müsste.

man allerdings ohne Not auf Leithypothesen wie die von Rössel (45) monierte, dass im Inklusionsspiel eine bestimmte Koalitionsbildung zwischen Teilfraktionen der Leistungsanbieter und Leistungsabnehmer wahrscheinlich ist. Was ist eigentlich gegen solch eine Vor-Einstellung auf die jeweiligen empirischen Phänomene, etwa die Kämpfe über das Gymnasium und Schulpolitiken in Deutschland, einzuwenden, solange sie sich hinreichend oft bestätigt und dennoch nicht zur nicht-revidierbaren Vor-Eingenommenheit wird?

- Zweitens sollte man davon ausgehen, dass der von einer Theorie reklamierte Erklärungsanspruch – sofern sie ihn erhebt – zwischen einer kaum einmal behaupteten Totalerklärung auf der einen Seite und einer manchmal sehr ausschnittshaften Partialerklärung auf der anderen Seite liegen kann. Man neigt immer noch dazu, großangelegten gesellschaftstheoretischen Perspektiven wie der Differenzierungs- oder der Kulturtheorie allumfassende Erklärungsansprüche zu unterstellen – vielleicht auch deshalb, weil manche Vertreter dieser Perspektiven so etwas nach wie vor beanspruchen, jedenfalls davon ausgehen, dass ihre jeweilige Perspektive die eigentlich entscheidenden Erklärungsfaktoren aufzeigt. Doch von derartigen Ambitionen sollte man sich verabschieden. Ich jedenfalls erhebe solche Ansprüche nicht und habe das auch nicht getan, als ich noch primär differenzierungstheoretisch gearbeitet habe.

Von einem Modell spreche ich dann, wenn eine Theorie nicht nur einen beschreibenden analytischen Bezugsrahmen und eine durch Leitfragen ausgerichtete Perspektive bietet, sondern auch zumindest Leithypothesen als Suchhinweise für spezifische Erklärungen der beschriebenen Phänomene enthält. Sofern diese explanativen Elemente, über eine Auflistung möglicher Erklärungsfaktoren hinaus, solche Faktoren als ein geordnetes prozesshaftes Ineinandergreifen ausbuchstabieren, aus dem schrittweise das zu erklärende Phänomen hervorgeht, stellt das Modell einen Erklärungsmechanismus dar.

Das von mir vorgeschlagene integrative Modell der modernen Gesellschaft soll nun genau eine solche Theorie sein bzw. werden, die auf der Grundlage von drei aufeinander abgestimmten gegenstandsbezogenen Perspektiven und dazugehörigen analytischen Bezugsrahmen Leithypothesen generiert, die teilweise bereits mechanismische Zusammenhänge darlegen und in dieser Richtung weiter ausgearbeitet werden können. Ein Teil dieser weiteren Ausarbeitung kann sicher noch dadurch geschehen, dass logische Implikationen der bisherigen Leithypothesen und ihrer Zusammenhänge untereinander weiter expliziert werden. Der größere Teil der Ausarbeitung muss aber in Konfrontation der Leithypothesen mit Empirie erfolgen. Wie das aussehen könnte, lässt sich recht gut daran nachvollziehen, wie insbesondere Niklas Luhmann die differenzierungstheoretische Perspektive dadurch vorangebracht hat, dass er ein Teilsystem der Moderne nach dem anderen unter die Lupe genommen und dabei aus dem Vergleich spezifischer Aspekte verschiedener Teilsysteme nicht nur zu einer Anreicherung des analytischen Bezugsrahmens, sondern auch zu einer Spezifikation von Leithypothesen gelangt ist. Jedes der Teilsysteme hat seine Eigentümlichkeiten, die nicht in den allgemeinen Idealtyp funktionaler Differenzierung hineinpassen, was aber nicht als Widerlegung des Idealtyps, der folglich ad acta zu legen wäre, verstanden werden sollte, sondern als Anregung, diesen in

den jeweiligen Hinsichten mit Varianten zu versehen. So hat beispielsweise Rudolf Stichweh (1988: 268-278) für die allgemeine Leithypothese zunehmender Inklusion der Gesellschaftsmitglieder in Publikumsrollen sämtlicher Teilsysteme herausgearbeitet, dass dies in vier sehr unterschiedlichen Formen geschehen kann, und erste Erklärungsfaktoren dafür benannt, warum ein bestimmtes Teilsystem Inklusion auf bestimmte Weise realisiert. Ähnliche Beispiele einer solchen Art von Theoriearbeit ließen sich auch für die anderen beiden gesellschaftstheoretischen Perspektiven benennen.

Noch einen Schritt weiter in Richtung dessen, was Rössel vorschwebt, gelangt man, wenn man von Theoriekonstruktion zu Gesellschaftsforschung übergeht, sich also nicht länger als reiner Werkzeugmacher betätigt, sondern die Werkzeuge anwendet und hierbei weiter verbessert. Um das Beispiel fortzuführen: Vielleicht stößt man in der Empirie auf das neuartige Phänomen des »politischen Konsums«, etwa in Gestalt eines publikumswirksamen zeitweiligen oder dauerhaften Boykotts bestimmter Produkte durch größere Käufergruppen. Diese Art der Ausgestaltung der Publikumsrolle des Wirtschaftssystems entspricht nicht mehr der ursprünglichen These Albert Hirschmans, dass Konsumenten, um ihre Präferenzen in puncto wirtschaftlicher Leistungsproduktion zu realisieren, vorrangig gleichsam schweigsam »exit« praktizieren. Im »politischen Konsum« wird vielmehr gezielt »exit« mit »voice« verknüpft. Man wechselt nicht zu einem anderen Produkt, sondern will eine Veränderung des Produkts erzwingen, das man bisher gekauft hat. Wenn man dann empirisch vergleichend weiter forscht, entdeckt man vielleicht, welche Produkte sich für »politischen Konsum« eignen und welche nicht, welche unterschiedlichen Arten kollektiver Mobilisierung es beim »politischen Konsum« gibt und wer sich vorzugsweise mobilisieren lässt, usw. Womöglich richtet man ferner über »politischen Konsum« hinaus den Blick auf andere teilsystemische Leistungsproduktionen und findet heraus, dass es analoge – aber natürlich nicht identische – Formen der Verknüpfung von »exit« mit »voice« etwa auch bei Patienten, Zeitungslesern, Sportzuschauern oder Ehepartnern gibt, und generalisiert das dann zu einem Theorem der Art, wie es Jürgen Gerhards (2001) als »Aufstand des Publikums« formuliert hat. Am Ende hätte man dann die Art von »Makrosoziologie«, von der Rössel (48) sagen könnte, sie »... würde spezifische Phänomene in den Blick nehmen, die durchaus gesellschaftsweiten Charakter haben ...«. Auch hier wären empirische Phänomene, die bisherigen Beschreibungen und Erklärungen nicht entsprechen, gerade keine Totschlagargumente im Sinne von Sofort-Falsifikationen, sondern Anstoß einer weiteren Spezifikation der jeweiligen Theorie mittlerer Reichweite.

All das führt, wie Nicole Burzan (29f.) in Anlehnung an Gesa Lindemann zutreffend unterstreicht, nicht dazu, dass das integrative Gesellschaftsmodell irgendwann in Gänze empirisch überprüfbar würde. Lindemann schlägt stattdessen als Bewährungskriterium für ein solches Modell »plausible Gestaltextrapolation« vor, was sich vor allem auf die Passung des Modells zu bereits vorhandenen begrenzten empirischen Einsichten bezieht. Ohne das damit Gemeinte in seiner Wichtigkeit zu bestreiten, möchte ich, eher zukunfts- als vergangenheitsbezogen, die heuristische, nämlich Empirie beschreibend und erklärend erschließende Fruchtbarkeit eines Modells betonen. Empirisch überprüfbar sind dann die aus dem Wechselspiel des integrativen Modells und empirischer Da-

ten generierten Theorien mittlerer Reichweite – wiederum ganz so, wie von Rössel vorgesehen.

Ich hoffe, bis hierher etwas klarer gemacht zu haben, wie ich mir die Funktionalität der vorgeschlagenen Gesellschaftstheorie für einen kumulativen Erkenntnisfortschritt der empirischen Gesellschaftsforschung – übrigens sehr gern auch international vergleichend – vorstelle. Im Anschluss hieran ist aber noch die methodologische Grundsatzfrage anzusprechen, wie sich Theorie und empirische Kontingenz zueinander verhalten, wo also die Grenzen der Theoriefähigkeit empirisch vorfindbarer gesellschaftlicher Phänomene liegen. Auf diese Frage vermag ich keine wirklich befriedigendere Antwort als auch andere bisher schon zu geben. Wolfgang Knöbl (2007; 2010) hat die Problematik gründlich durchdacht, und seinem Insistieren auf einer »kontingenzsensiblen« Gesellschaftstheorie ist zuzustimmen. Nur: Wie sensibel muss sie denn sein, und wie weit muss sie sich doch theoretische Verallgemeinerungen zutrauen, um nicht in Geschichtswissenschaft aufzugehen? Damit ist wohl gemerkt keine Abwertung dieser Disziplin verbunden, die ich im Gegenteil gerade als Gesellschaftsforscher immer mehr zu schätzen gelernt habe, sondern lediglich betont, dass die disziplinäre Differenzierung von Soziologie und Geschichtswissenschaft etwas Bewahrenswertes zu sein scheint, wovon beide profitieren können. Auch nach einer Verabschiedung geschichtsphilosophischer Restbestände, wie sie die Modernisierungstheorie und etwa auch die ursprüngliche Fassung der »world polity«-Perspektive John Meyers durchaus noch beinhalteten, muss man wohl weiter auszuloten versuchen, wie weit man sich, insbesondere prospektiv, aus dem Fenster lehnen kann, ohne abzustürzen – wobei jeder Beteiligte durchaus etwas riskieren darf, weil kein Absturz endgültig und so auch ein »trial and error«-Vorgehen möglich ist, was noch einmal »Coping« in der Theoriearbeit verdeutlicht. Insbesondere die in Deutschland leider nicht so stark vertretene Historische Soziologie könnte hierzu durch ambitionierte theoretische Herangehensweisen an ihre Gegenstände Erfahrungen sammeln.

3 Sozialtheoretisches

Relativ kurz kann ich sozialtheoretische Fragen abhandeln. Hierzu musste ich in der Vergangenheit immer wieder Stellung nehmen – nicht zuletzt, weil mir wegen der Verwendung vieler gesellschaftstheoretischer Begrifflichkeiten Luhmanns unterstellt wurde, System- und nicht, wie von mir erklärt, Handlungstheorie zu betreiben. Diesen falschen Eindruck erwecke ich offenbar nicht länger⁶; und da kein dezidiert Systemtheoretiker unter den Kommentatoren ist, ist diese sozialtheoretische Position hier nicht weiter ins Gespräch gebracht worden – was man aber noch tun könnte. Doch auch, wenn die Handlungstheoretiker unter sich bleiben, wären weitreichende Kontroversen denkbar. Joa-

6 Schwinn (2015: 278) traut mir diesbezüglich nach wie vor nicht so ganz über den Weg, wenn er von »... Schimanks schwankendem Verhältnis zur Systemtheorie ...« spricht. In der Tat ist insbesondere die Verwendung des Begriffs »Teilsystem« im Rahmen eines handlungstheoretischen Bezugsrahmens missverständlich, auch wenn ich dafür Gründe habe (Schimank 2010).

chim Renn (2015: 308) deutet jedoch nur an, dass man gleich beim Verständnis von »Handlung« anfangen könnte, ohne dies weiter zu vertiefen.⁷

Überraschend wenig Diskussion gab es auch zu den von mir genutzten anthropologischen Prämissen. Zunächst einmal erscheint es mir unerlässlich, solche Prämissen zu explizieren – weil man sie unweigerlich hat und sie einem dann, wenn man sich keine Rechenschaft über sie ablegt oder gar ihre Existenz abstreitet, unkontrolliert im Theoriegebäude herumspuken können. Dem hat niemand widersprochen. Dass die Prämissen zu sehr vom isolierten Einzelmenschen ausgingen und damit den kulturellen Individualismus der Moderne unzulässig universalisierten, bemängeln sowohl Anja Weiß (64) als auch Renn (2015: 311ff.); Letzterer spricht stattdessen vom »... anthropologischen« Primat kollektiver Praxis ...« Das ließe sich mit Deutschmanns (35f.) Hinweis verbinden, dass »Sprache und symbolisch basierte Kommunikation« in den von mir aufgeführten Elementen einer Minimal-Anthropologie fehlen. Ich meinte allerdings, mit meinem Verweis auf die fehlende Handlungsfähigkeit Kaspar Hausers und den soziologischen Vorrang von Konstellationen vor Akteuren – erst und nur in Ersteren konstituieren sich Letztere – deutlich gemacht zu haben, dass ich Renns Primat der »kollektiven Praxis«, auch und gerade sprachlich vermittelter kommunikativer Praxis, völlig teile. Ich würde sogar sagen, dass es kaum Sozialtheoretiker gibt, die dies nicht teilen. Bei allen zugestanden erheblichen Unterschieden der verschiedenen handlungstheoretischen Positionen hinsichtlich des Verständnisses von Handeln und sozialem Handeln: Die beliebte Gegenüberstellung von – zugegeben etwas missverständlich so genanntem – methodologischem Individualismus, dann auch noch auf Rational Choice verkürzt, und Relationismus ist weitgehend ein Scheingegensatz, und zwar schon seit den Klassikern der Soziologie; hier ist wohl wieder nur, Missverständlichkeiten ausnutzend, hauptsächlich Markenbildung im Spiel.

Wenn damit, genau besehen, durchaus größerer Konsens über eine minimal-anthropologisch fundierte Handlungstheorie besteht, darf diese allerdings nicht in ihren gesellschaftstheoretischen Implikationen überzogen werden. Dass Rössel (46) einer handlungstheoretischen Fundierung sogar zutraut, »... eine nomologische Mikrofundierung für die Integration der drei Perspektiven ...« auf gesellschaftstheoretischer Ebene leisten zu können, halte ich für verwegen.⁸ Es liefe genau darauf hinaus, was ich vermeiden will: dass anthropologische Setzungen über das angesprochene Minimum hinaus postuliert werden, um die drei Teilordnungen der Moderne daraus herzuleiten – was sofort auch die Frage aufwürfe, wie es denn Menschen unter vormodernen gesellschaftlichen Verhältnissen, etwa ohne funktionale Differenzierung, aushalten konnten. Was die von mir skizzierte Handlungstheorie mitsamt ihrer Minimal-Anthropologie mit Blick auf Gesellschaft lediglich zu plausibilisieren vermag, sind die drei Momente gesellschaftlichen Zusammenlebens (Produktion von Leistungen, Allokation von Lebenschancen, insbeson-

7 Ein Missverständnis liegt hierzu noch bei Mayntz (2015: 272) vor, wenn sie in meinem handlungstheoretischen Bezugsrahmen korporative Akteure vermisst. Sie stehen gerade bei einer gesellschaftstheoretischen Nutzung eines handlungstheoretischen Fundaments sehr oft im Zentrum, wie sie richtig vermerkt.

8 Ebenso bemerkt Mayntz (2015: 270), dass solch ein Versuch »... nicht glatt aufginge ...«.

dere Leistungen, sowie Legitimation von gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere der Produktion und Allokation von Leistungen).

4 Gesellschaftstheoretisches

Damit bin ich bei gesellschaftstheoretischen Fragen angelangt. Hier möchte ich, bevor ich auf die differenzierungs-, die ungleichheits- und die kulturtheoretische Perspektive im Einzelnen und auch auf deren Wechselbezüge eingehe, übergreifende Fragen zur Perspektivenintegration ansprechen.

Mayntz (2015: 271) fragt, neben anderen, was eigentlich mit »Moderne« gemeint sei, und gelangt zu dem Schluss, es müsse sich um die »OECD-Welt« handeln – ähnlich Schützeichel (2015: 300/301) und Weiß (64). Schwinn (2015: 278/279) sieht in meinem Modell hingegen »... nützliches Orientierungswissen zur modernen Grundkonstellation ...« überhaupt, ähnlich wie Nullmeier (2015: 294): »... Minimalanalytik einer allgemeinen Theorie moderner sozialer Konflikte ...«. Beide setzen den Geltungsbereich also zeitlich weit früher und räumlich sehr viel globaler an – womit sie meinen Anspruch richtig einschätzen. Die Einschätzungsdifferenz rührt daher, dass ich an manchen Stellen die »OECD-Welt« als, freilich alles andere als begeisternden, aktuellen Zwischenzustand der Moderne – also keineswegs als Endzustand einer Teleologie – anführe. Weder aber möchte ich synchron andere Zwischenzustände – z. B. nicht-demokratische Länder oder Länder ohne etatistische Sozialpolitik – noch diachron frühere Zustände wie etwa Preußen im 19. Jahrhundert aussparen. Auch auf sie soll das integrative Modell anwendbar sein.

Schützeichel (2015: 299f.) verzeichnet ein analytisches Spannungsverhältnis zwischen einem »starken Gesellschaftsbegriff« und dem konflikttheoretisch angelegten Bezugsrahmen, der gesellschaftliche Dynamiken vom Ausgang von Kämpfen zwischen Gruppierungen bestimmt sieht.⁹ Er macht dies insbesondere an funktionaler Differenzierung fest, die ja funktionale Erfordernisse der theoretisch vorausgesetzten Entität Gesellschaft meine. Man kann in dieser äußerst wichtigen Frage heute zwei theoretische Pfade verfolgen. Der eine, dem »schwachen« Gesellschaftsbegriff zuneigende, verzichtet konsequent darauf, dem faktisch vorfindlichen Zuschnitt der gesellschaftlichen »Wertsphären« irgendeine Notwendigkeit zu attestieren: Alles hätte auch völlig anders kommen können. Der andere Pfad hält an der Ausgangsintuition des klassischen Strukturfunktionalismus fest, ohne den »fallacies of misplaced concreteness« zum Opfer zu fallen, die bei dessen Ausführung passiert sind – ob nun in Gestalt der »functional prerequisites of a society« (Aberle et al. 1950; Levy 1971) oder des AGIL-Schemas. Macht die Denkvorstellung, dass Gesellschaft – wie jede Entität – herauszufindende Bedingungen der Möglichkeit ihrer Reproduktionsfähigkeit hat, nicht Sinn? Auch wenn es für jede dieser Bedingungen ein mehr oder weniger großes Set an funktionalen Äquivalenten, wie sie erfüllt werden kön-

9 Mayntz (2015: 269, 272) stellt zu Letzterem fest, dass die Politikwissenschaften und deren Analyse von Demokratie fehle. Im nächsten Schritt der Analyse käme genau das hinzu.

nen, geben mag und sie überdies hochgradig intransparent sein mögen (Schimank 1985), heißt das doch nicht, dass man funktionale Erfordernisse als analytischen Ausgangspunkt für die Erklärung einer gegebenen Struktur funktionaler Differenzierung völlig ad acta legen und die Faktizität des Gegebenen einfach nur registrieren muss. Dass z. B. neugeborene Gesellschaftsmitglieder eine Reihe von Jahren sozialisiert werden müssen, um »gesellschaftsfähig« zu werden, oder dass Verteilungskonflikte geregelt werden müssen, kann wohl niemand bestreiten – auch wenn aus beiden Erfordernissen weder die bürgerliche Kleinfamilie noch das moderne Rechtssystem hergeleitet werden kann. Wie das jeweilige Erfordernis bedient wird, ist also eine keineswegs durch das faktisch Gegebene präterminierte Frage. Es dürfte auch so sein, dass wir nie sicher sein können, eine vollständige Liste dieser »functional prerequisites« zu besitzen: Sollen wir deshalb ganz auf sie verzichten? Wir werden schließlich auch nirgendwo sonst in der Wissenschaft jemals ewige und vollständige Gewissheiten besitzen. Wenn somit dergleichen »schwache« Aussagen zum »starken« Gesellschaftsbegriff gehören, bekenne ich mich zu ihm. Er lässt mir genügend Spielraum, um die Kämpfe, die im weitgesteckten Rahmen dieser Erfordernisse geschehen, und die Ausgänge der Kämpfe einordnen zu können – »kontingenzsensibel«, versteht sich.

Was schließlich die drei Theorie-Familien anbelangt: Kaum jemandem scheint hier irgendetwas Essentielles zu fehlen.¹⁰ Nur Mayntz (2015: 273) stellt die Gegenthese in den Raum, dass »... die Dynamik hoch entwickelter Gegenwartsgesellschaften ... stärker durch ständige Machtkämpfe zwischen technisch hochgerüsteten Großorganisationen ...« als durch funktionale Differenzierung, Kapitalismus, marktvermittelte Ungleichheiten und eine Kultur des Fortschrittsstrebens bestimmt sei. Sie würde aber sicher nicht behaupten, dass Gesellschaftstheorie dann durch eine Kombination von Organisations- und Techniksoziologie ersetzt werden könnte. Ich verstehe ihren Hinweis eher so, dass die Theorie der modernen Gesellschaft ihr Thematisierungsdefizit hinsichtlich der gesellschaftlichen Durchorganisation und Durchtechnisierung beheben sollte. Dem kann ich nur zustimmen – nicht nur für die Art von Fragestellungen, mit denen sich Mayntz hauptsächlich befasst hat und die ihr Organisationen und Technik als wichtige Determinanten gesellschaftlicher Dynamiken ins Auge springen lassen.

Dass es noch eine ganz andere grundsätzliche Perspektive auf die moderne Gesellschaft gibt, die nicht in den genannten Blickwinkeln enthalten ist, wird von keinem Kommentar behauptet. Im Gegenteil hält Rössel (43f.) die differenzierungstheoretische Perspektive nicht für eine eigenständige, sondern meint sie auf Ungleichheit und Kultur reduzieren zu können;¹¹ Nullmeier (2015: 284-286) bezweifelt hingegen die analytische Eigenständigkeit der Ungleichheitstheorie; und Mayntz (2015: 272) – ähnlich auch Schützeichel (2015: 298/299) – sieht die kulturtheoretische Perspektive nicht auf der gleichen Ebene wie die anderen beiden. Jede dieser Einschätzungen wird mit Gründen vor-

10 Wenn Deutschmann (33) »die handlungstheoretische Tradition« von Rational Choice bis zum Pragmatismus vermisst, spricht er wichtige sozialtheoretische Perspektiven an, die aber keine Gesellschaftstheorien sind.

11 Wohingegen Schützeichel (2015: 299) ein Primat der Differenzierungstheorie sieht. Es wäre zu prüfen, ob beide aus durchaus ähnlichen Argumenten entgegengesetzte Schlüsse ziehen.

gebracht, die man weiter überlegen könnte und müsste. Ich überlasse das hier jedoch den Lesern,¹² um noch zu einer weiteren grundsätzlicheren Frage zu kommen.

Schützeichel (2015: 297) fragt: »Wie kann aus dem faktischen Vorliegen von drei Theoriefamilien auf die logischen Dimensionen einer Gesellschaftstheorie geschlossen werden?«. Seine Antwort lautet, dass das nicht gehe und tatsächlich von mir auch nicht getan werde: Was ich vorschlage, sei »... keine Integration von Theorien, sondern eine Integration von drei Dimensionen der gesellschaftlichen Analyse in einen einheitlichen analytischen Rahmen«. Abgesehen davon, dass ich, wie dargestellt, nicht nur einen »analytischen Rahmen« vorschlage, sondern auch diesen begründende Perspektiven und Leithypothesen, frage ich zurück: Woher sonst sollten denn die Analysedimensionen stammen, wenn nicht aus dem einschlägigen Angebot an Theorien? Alles andere wären doch ad-hoc-Dimensionen wie z. B. – siehe Mayntz – Technik, die einem ins Auge fallen können, aber dann doch gleich ins vorhandene Theorierepertoire eingebaut werden müssten. Natürlich mag es sich herausstellen, dass die drei Theorie-Familien nicht sämtliche relevanten Dimensionen enthalten oder in sich aufnehmen können; aber solange man dazu nichts Genaueres weiß, sollte man sich an die Bestände halten.

Schützeichels Einwand hat aber wohl noch einen weiteren Aspekt, der meinen Vorschlag tiefgreifender berührt. Ist eigentlich die von mir stilisierte jeweilige Lesart der drei Theorie-Familien die einzig triftige? Muss man also Differenzierungstheorie mit Blick auf die Produktion von Leistungen lesen, und Ungleichheitstheorie entsprechend mit Blick auf Allokation sowie Kulturtheorie mit Blick auf Legitimation? Oder sind alle drei Theorie-Familien in sich vielstimmiger, so dass meine Lesart nur eine neben anderen ist? Wie Vertreter aller drei Theorie-Familien selbst die je eigene Familie sehen, spricht erst einmal ganz eindeutig für Vielstimmigkeit und gegen meine perspektivischen Engführungen. Renn (2015: 312, 314, 318) sieht genau hierin das eigentlich Problematische, nämlich gesellschaftstheoretisch Dysfunktionale meines Unternehmens: dass es der Gesellschaftstheorie »... durch entschlossene Entrümpelung ihrer eigenen Vielfalt ...« sozusagen die »requisite variety« für ein angemessenes, nämlich zwingend plurales Verständnis der Moderne nehme. Was ich, Renn zufolge, als »Entrümpelung« betreibe, sei also in Wahrheit Verarmung.

Dieser Einwand ist sehr ernst zu nehmen, und ich denke, weder ich noch Renn und Schützeichel haben hier eine definitive Antwort. Ungeklärt ist ja, ob die unbestreitbaren pluralen Lesarten aller drei Theorie-Familien bei genauerem Hinsehen vielleicht doch jeweils eine gemeinsame Wurzel haben – und wenn ja: ob es die von mir herausgearbeitete ist. Diese Frage muss für jede der drei Familien beantwortet werden, und es könnte durchaus bei der einen so sein, dass eine inhärente Perspektivenpluralität vorliegt, bei der anderen hingegen nur eine Oberflächen-Pluralität. Dort, wo es inhärente Pluralität gibt, muss für die weitere Theoriearbeit eine Abwägung des theoriearchitektonischen Bedarfs

12 Vielleicht treten ja auch die Kommentatoren in Direktkontakt miteinander. Im anschließenden Durchgang durch die spezifischeren Kommentare zu den drei Perspektiven kann ich ebenfalls noch auf einige Gesichtspunkte zu sprechen kommen, die den Stellenwert jeder der drei Perspektiven, auch in Relation zueinander, betreffen.

beim jetzigen Stand vorgenommen werden: Ist es gegebenenfalls, etwa für die Ungleichheitstheorie derzeit wichtiger, dass plurale Lesarten erhalten bleiben, oder ist, wie von mir vorgeschlagen, eine Engführung auf die Frage der Allokation teilsystemischer Leistungen bei Dominanz arbeitsmarktvermittelter Ungleichheiten dem Theoriefortschritt zuträglicher? Hier könnte ein funktionaler Antagonismus zwischen dem Offenhalten für plurale Lesarten von Ungleichheit auf der einen, der analytischen Schließung auf der anderen Seite vorliegen; und es ist nicht bloß eine theoretische Stilfrage, was man bevorzugt, sondern eben auch davon abhängig, wie man die aktuelle Lage der Theorie-Familie beurteilt. Meine Einschätzung aller drei Theorie-Familien ist diesbezüglich klar: Ich sehe zu viel zusammenhanglosen und wenig fruchtbaren Pluralismus und plädiere daher dafür, fürs Erste auf theoretische Engführungen wie die von mir vorgeschlagenen zu setzen – bis irgendwann vielleicht wieder eine Öffnung für mehr Pluralität angesagt sein könnte.

Wenn auch ich zu dem Schluss gelangen sollte, dass ich für jede der drei Theorie-Familien und für deren Zusammenhang nur eine von mehreren möglichen Lesarten anbiete, dann hat Nullmeier (2015: 286f.) diese Lesart vortrefflich auf den Begriff gebracht: »Gesellschaft als Leistungsprozess«. Mit dieser gesellschaftstheoretischen »... Sicht von Gesellschaft als allgemeine Leistungsökonomie ...« werden sozialtheoretisch »... Kämpfe um jeden Aspekt des Leistungsprozesses ...« – Produktion, Allokation und Legitimation – akzentuiert. Nullmeiers Interpretation meines Vorschlags hat mir erst vor Augen geführt, wie analog dieser zu Karl Marx' Theorieanlage gebaut ist.¹³ Vorbehaltlich einer genaueren Prüfung sieht es in der Tat so aus: Wofür bei Marx der Arbeitsbegriff steht, das erfasse ich – ohne die dem Arbeitsbegriff innewohnende, nicht erst mit der Kategorie der Lohnarbeit beginnende ökonomistische Verengung – mit dem Leistungsbegriff. Das Ineinander je individueller und kollektiver Reproduktion – Lebensführung und Dynamiken gesellschaftlicher Ordnung – vollzieht sich auch bei Marx entlang der drei grundlegenden Momente von Produktion, Allokation und Legitimation; und dies geschieht dauerhaft hochgradig umkämpft, wobei ich die geschichtsphilosophische Anlage des Historischen Materialismus freilich nicht mitmache, sondern lediglich gewisse strukturell eingebaute Asymmetrien der gesellschaftlichen »power-dependence relations« (Emerson 1962) sehe, die aber sozusagen nicht schon die gesamte Menschheitsgeschichte als »Klassenkämpfe« auf das keine anderen Weichenstellungen mehr zulassende Gleis zur klassenlosen Gesellschaft setzen.

Sind damit wichtige übergreifende Fragen zum gesellschaftstheoretischen Modell angesprochen, kann ich mich nun den einzelnen Theorie-Familien und ihren Bezügen untereinander zuwenden.

13 Vielleicht ist diese Bauartähnlichkeit auch der Grund dafür, dass Jan Sparsam (53) meint, mein Modell relativ einfach durch eine »konzeptuelle Verschiebung« in ein dann wohl marxistisches Fahrwasser überleiten zu können.

Differenzierung

Zur Differenzierungstheorie wird zunächst von Schwinn (2015: 279/280) wie von Burzan (26f.) in Frage gestellt, ob ihr ein logisch-sequenzielles analytisches Primat zukomme, wie es im ersten Schritt der Konstruktion meines Gesellschaftsmodells der Moderne formuliert ist. Mein Argument dort ist in der Tat noch unentschieden und sollte in einer von zwei Richtungen vereindeutigt werden. Entweder ich behaupte, dass die meisten gesellschaftstheoretischen Analysen mit einer differenzierungstheoretischen Einordnung der jeweiligen Phänomene beginnen sollten, bevor in den folgenden Schritten die anderen beiden Perspektiven zum Zuge kommen; oder ich ziehe mich darauf zurück, dass dieser Start mit Differenzierungstheorie oftmals auf der Hand liegt, ohne zwingend zu sein.

Für erstere, von mir bevorzugte Position müsste ich zum einen aufzeigen, dass viele Studien, die ganz und gar ohne explizite Nutzung der Differenzierungstheorie formuliert sind, implizit differenzierungstheoretisch denken – was eine Beweislast ist, die zu schultern ich mir durchaus zutraue. Spätestens wenn es um Ziele, Interessen, Bedarfe von Akteuren geht, kommen teilsystemspezifische Rahmungen ins Spiel; sogar Standardinteressen wie Autonomieerhalt oder -steigerung müssen sich teilsystemspezifisch substantiieren, und das muss sowohl von den Gegenübern der Akteure als auch von den soziologischen Beobachtern nachvollzogen werden. Zum anderen kursieren in der derzeitigen Debatte viele Quasi-Differenzierungstheorien wie die »institutional logics«-Perspektive oder die Betrachtung von »Rechtfertigungsordnungen« – ganz zu schweigen davon, dass Pierre Bourdieus sehr einflussreiche Theorie sozialer Felder stark differenzierungstheoretisch gearbeitet ist. Hier wäre eigentlich nur zu vermerken, dass die »richtige« Differenzierungstheorie in vielen Hinsichten systematischer und längst viel weiter als diese weitgehend uninformierten Nachbauten ist.

Meine Begründung des logisch-sequenziellen Primats der Differenzierungstheorie bezieht sich aber nicht nur auf den Blick des soziologischen Gesellschaftsbeobachters, sondern weiterhin auch darauf, wie in der Moderne lebende Gesellschaftsmitglieder diese erleben. Ein kompetentes »doing society« findet in der Moderne – so meine These – vorrangig als »knowing about functional differentiation« statt. Das ist sicher überwiegend »tacit knowledge«. Explizit thematisiert wird funktionale Differenzierung als erste sinnhafte Rahmung der Welt, in der je individuelle Lebensführung stattfindet, vor allem dann, wenn es Zuordnungskrisen bestimmter Ereignisse gibt – sei es, weil die teilsystemischen Zuordnungen differieren, sei es, weil eine differenzierungstheoretische z. B. mit einer ungleichheitstheoretischen Zuordnung konkurriert. Letztlich handelt es sich hier um eine empirisch zu prüfende Hypothese: dass die Mitglieder der modernen Gesellschaft überwiegend und in den meisten Situationen funktionale Differenzierung als ersten Frame der Orientierung nutzen, und nicht etwas anderes, z. B. Einkommens- oder Geschlechtsunterschiede oder irgendwelche kulturellen Andersheiten. Selbst wenn diese Hypothese falsifiziert würde, könnte immer noch mein erstes Argument für das logisch-sequenzielle Primat der differenzierungstheoretischen Perspektive gelten: dass es sich erklärungs-systematisch oder zumindest erklärungsökonomisch begründet.

Schützeichel (2015: 299) hegt allerdings einen weitergehenden Verdacht: »... unter der Hand verschiebt sich das analytische Primat zu einem theoretischen Primat ...« von Differenzierungstheorie. Es trifft zu, dass es in der Moderne vor allem die teilsystemischen Leistungen sind, deren ungleiche Allokation Anlass für Kämpfe zwischen Schlechter- und Bessergestellten ist, und dass beides die wichtigsten Gegenstände kultureller Legitimation – natürlich einschließlich De-Legitimation – darstellen. Diese Bezüge begründen aber lediglich nochmals den logisch-sequentiellen, keinen theoretischen Primat von Differenzierungstheorie. Weder bestimmen die Leistungen aus sich heraus, wie sie verteilt werden, noch geben die Leistungen und ihre Verteilungen vor, mittels wie ausgeprägter kultureller Orientierungen sie legitimiert werden.

Weiß (2016) und Jan Sparsam (56f.) lesen den zweiten Schritt meiner Modellkonstruktion gerade umgekehrt so, dass damit die Kulturtheorie der Differenzierungstheorie vorgeordnet werde – was Erstere für sinnvoll erachtet, Letzterer eher kritisch sieht. Doch auch so herum gilt: Aus der Kultur der Moderne, mit der zentralen Leitidee des gestalteten Fortschritts, lassen sich weder funktionale Differenzierung als gesellschaftliche Teilordnung insgesamt noch einzelne Teilsysteme als »Wertsphären« herleiten. Ihre Genese erklärt sich aus ganz anderen Faktorenkonfigurationen, in denen Kämpfe über kulturelle Orientierungen zwar, soweit stimme ich Weiß zu, auch bedeutsam sind, aber doch nur einen Teilausschnitt darstellen.

Nullmeier (2015: 287f.) erkennt demgegenüber richtig, dass das gesellschaftliche Differenzierungsgeschehen sich um Kämpfe zwischen teilsystemischer Selbstreferentialität, von den Leistungsakteuren verfochten, und fremdreferentiellen Anforderungen – vor allem an Leistungen – durch Akteure in der Umwelt, insbesondere die Leistungsempfänger, dreht. Weil diese Kämpfe immer wieder hin- und herwogen, sind »... Schwankungen im Ausmaß von Fremd- und Selbstreferentialität ...« das zentrale Merkmal von Differenzierungsdynamiken. Wäre das Teilsystemgeschehen ausschließlich oder überwiegend durch Selbstreferentialität getrieben und stünden unbegrenzte finanzielle Ressourcen zur Verfügung, wäre einer in den Leitwert eingebauten Teleologie quantitativer und qualitativer Leistungssteigerung keine Grenze gesetzt; diese Teleologie wird aber eben durch Fremdreferentialität in Gestalt variierender Ressourcenflüsse und vielfältiger Einflussnahmen in starkem Maße außer Kraft gesetzt.

Kapitalismus

Nicht ganz unerwartet ist die kapitalismustheoretische Teilfamilie der Differenzierungstheorie Gegenstand verschiedener Kommentare. Grundsätzlich kann man in Zweifel ziehen, dass diese von mir vorgeschlagene Relationierung beider Theorieperspektiven stimmt. Eine Alternative, die Sparsam (54, 53.) dagegen stellt, besteht darin, die Kapitalismustheorie den drei von mir unterschiedenen Theorie-Familien überzuordnen, wenn er die kapitalistische Wirtschaft »... zum Gravitationszentrum allen sozialen und kulturellen Geschehens ...« erklärt und entsprechend vorschlägt, den »... gesellschaftlichen Primat der Ökonomie in der Gesamtkonzeption ebenfalls in den analytischen Mittel-

punkt zu stellen.« Am anderen Ende des Spektrums fragt Burzan (27f.), »... was dann eigentlich noch als differenzierungstheoretischer Kern übrigbleibt, wenn die kapitalistische Wirtschaft als dominant angesehen wird«. In dieselbe Kerbe haut Renn (2015: 317, Hervorheb. weggel.) mit der These: »Eine tatsächlich ›kapitalistische Gesellschaft‹ wäre nicht funktional differenziert.« So einfach, wie es sich auch Parsons und Luhmann in diesem Punkt gemacht haben, ist es aber gerade nicht.

Weitere dazwischen angesiedelte Alternativen werden interessanterweise nicht ins Gespräch gebracht: etwa eine primär ungleichheitstheoretische Anbindung der Kapitalismustheorie, was ja die traditionelle Marx-Lektüre war, oder eine Einordnung der Kapitalismustheorie als vierte Theorie-Familie neben den drei anderen. Auch die von mir früher mal angedeutete Denkmöglichkeit, dass das Primat der kapitalistischen Wirtschaft nichts als eine seit langem kulturell verfestigte sich selbst erfüllende Prophezeiung sein könnte (Schimank 2009: 343-346), Kapitalismus also kulturtheoretisch eingeordnet werden müsse, wird nicht aufgegriffen. Insgesamt gilt dennoch, was vor zwanzig Jahren noch ganz anders gewesen wäre, dass alle Kommentatoren – selbst Burzan – der Meinung sind, dass heute über Kapitalismus geredet werden muss. Die problematischen gesellschaftlichen Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaft sind wieder einmal nicht länger ignorierbar. Diese generelle zeitdiagnostische Einstellung bringt sogar Schwinn (2015: 280), der hinter dem gesamtgesellschaftlichen Primat der Wirtschaft keine »Theorielogik«, sondern kontingente »zeitgeschichtliche Umstände« sieht, in dem Argument zum Ausdruck: Mit der These eines strukturell angelegten gesamtgesellschaftlichen Primats der Ökonomie »... zementiert man Ökonomisierungstendenzen und eröffnet keine Kritikmöglichkeiten der aktuellen Verhältnisse«. Ökonomisierung ist offensichtlich unübersehbar, und man will sie als etwas Beseitigbares ansehen.

Schwinn artikuliert hiermit vermutlich die Mehrheitsmeinung: Hier und jetzt haben wir Ökonomisierungsdruck und damit eine gesellschaftlich übermächtige kapitalistische Wirtschaft – aber dazu, ob das sozusagen »System hat« und entsprechend gesellschaftstheoretisch verbucht werden müsste, schweigt man sich aus. Ich will angesichts dessen versuchen, die These einer gesamtgesellschaftlichen Dominanz der kapitalistischen Wirtschaft nochmals zu präzisieren, damit die Diskussion einer – wie Nullmeier (2015: 291) es ausdrückt – »Theorie asymmetrischer Differenzierung« weiter geführt werden kann. Nullmeier (2015: 290) kommentiert ja zu Recht, dass der von mir angeführte Tatbestand, dass nur Unternehmen nicht nur kostendeckende, sondern sogar Gewinne einbringende Preise ihrer Leistungsproduktion verlangen können, aus denen dann u.a. die anderen gesellschaftlichen Leistungsproduktionen bezahlt werden, nicht so verstanden werden darf, als ob dies aus der Natur der wirtschaftlichen Leistungsproduktion heraus so sein müsse: Schuhe können nur gewinnbringend hergestellt, Herztransplantationen hingegen gerade nicht so durchgeführt werden. Weiß (60) fragt auf derselben Linie: »Ist es soziologisch sinnvoll, der Selbstbeschreibung einer Wirtschaft zu folgen, die sich selbst als einzigen Leistungsproduzenten sieht, der die anderen Systeme unterstützt?«. Auch wenn es in Einzelfällen so etwas wie Kollektivgüter, z. B. Grundlagenforschung, und natürliche Monopole geben mag: Der entscheidende Sachverhalt besteht darin, dass in der Moderne eine Differenz Wirtschaft/Nicht-Wirtschaft etabliert worden ist, der gemäß be-

stimmte Akteure, die man Unternehmen nennt, mit ihren Leistungsproduktionen Gewinne machen können und sollen, während andere Akteure – hier spricht man vom »non-profit«- oder »öffentlichen Sektor« – dies nicht dürfen. Wo die Grenze zwischen beiden verläuft, ist aber nicht naturgegeben, sondern sozial konstruiert.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass sich der moderne »Steuerstaat« etabliert hat, der sich nicht länger auf eigene Wirtschaftstätigkeit – von der Landwirtschaft bis zur Porzellanmanufaktur – als Haupteinnahmequelle stützt (Hickel 1976). Die Etablierung des »Steuerstaats« bedeutete nichts anderes als eine Enteignung und Geiselnahme: Fortan war er – und waren es die von ihm finanzierten nicht-wirtschaftlichen Leistungsproduktionen von Krankenhäusern bis zu Museen – abhängig davon, wie es den Unternehmen geht, und musste sich darum sorgen, dass es ihnen gut geht. Dass das so ist, hat etwas mit Kämpfen über funktionale Differenzierung zu tun, wie sie sich auch in aktuellen Auseinandersetzungen über die Kommodifizierung bestimmter Leistungsproduktionen widerspiegeln, und ist nicht etwas, was sich in irgendeinem Sinne sachlogisch ergibt. Wie man sieht, lassen sich beispielsweise Autobahnen sowohl profitorientiert als auch – nicht mal kostendeckend – als staatliche »Daseinsvorsorge« unterhalten.

In beiden Fällen gilt freilich, was Deutschmann (38) unterstreicht: »Die Grundlage der Autonomie der Teilsysteme ist ... stets ihre Finanzierung ...«. Man könnte auch von einer Schönwetter-Autonomie sprechen, die immer nur solange gegeben ist, wie es erstens der Wirtschaft einigermaßen gut geht und zweitens ein »Gegenprinzip« in Gestalt von Wohlfahrtsstaatlichkeit – so der dritte Schritt meiner Modellkonstruktion – wirksam werden kann. Dieser funktionale Antagonismus, dessen wohlthätige Wirksamkeit ich keineswegs in Gestalt eines funktionalistischen Fehlschlusses – frei nach Friedrich Hölderlin: »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch ...« – voraussetzen kann, sondern allenfalls ex-post zu konstatieren vermag, wird von Rössel (47 Fn. 5) so korrigiert, dass nicht der Wohlfahrtsstaat, sondern Demokratie der »Gegenpol zum Kapitalismus« sei.¹⁴ Da hat er zweifellos insoweit Recht, als Demokratie dort, wo sie etabliert worden ist, oftmals für einen Ausbau des Wohlfahrtsstaats gesorgt hat. Wenn die Mehrheit der Wähler sich als schlechtergestellt einstuft, kann sie staatliche Maßnahmen, die dies korrigieren, herbeiführen. Aber zum einen ist das keine zwingende Konsequenz von Demokratie, wie etwa die Vereinigten Staaten zeigen, wo immer wieder – und gerade heute im Zeichen der »tea party«-Bewegung könnte es erneut so kommen – Wählermehrheiten lieber weniger Steuern zahlen und dafür wohlfahrtsstaatliche Leistungen abbauen wollen, weil sie sich zutrauen, auf eigene Faust besser für sich sorgen zu können. Zum anderen kann eine ausgebauten Wohlfahrtsstaatlichkeit als Output-Legitimität auch für eine Hinnahme undemokratischer politischer Verhältnisse sorgen, wie etwa die Anfangsjahre der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland oder auch eine Reihe gegenwärtiger politischer Verhältnisse, z. B. in Saudi-Arabien, zeigen.

Ökonomisierungsdruck kann also Wohlfahrtsstaatlichkeit so oder so abbauen: demokratisch, manchmal geradezu frenetisch, eingefordert oder, wie derzeit in Griechenland,

14 Auch Mayntz (2015: 272) vermisst in meiner Modellkonstruktion Demokratie als Merkmal moderner Gegenwartsgesellschaften.

als »Sachzwang« gegen wütenden Protest der Bürger und eine demokratische Willensbildung faktisch außer Kraft setzend. Wenn dies geschieht und immer weiter geht, läuft es auf eine Erosion funktionaler Differenzierung durch Kapitalismus hinaus, und Renns (2015: 318, Hervorheb. weggel.) Überlegung, dann »... wäre abzuwarten, ob nicht die effektive Entdifferenzierung (in funktionaler Hinsicht) auch der kapitalistischen Wirtschaftsweise selbst das Wasser abgraben würde ...«, kann man durchaus beherzter formulieren: Genau das würde passieren. Wird der funktionale Antagonismus von Kapitalismus und Wohlfahrtsstaatlichkeit – also einer nicht-ökonomisierten Bildung, Gesundheit, Kunst etc. – durch einen zügellosen Kapitalismus ausgehebelt, ist das eine *uno actu* Selbstzerstörung von Kapitalismus durch Zerstörung von funktionaler Differenzierung. Dies so aufzeigen zu können halte ich für einen großen Vorzug der differenzierungstheoretischen Perspektive gegenüber traditionellen marxistischen Gesellschaftstheorien, denen mit ihrer Ökonomiefixierung das Sensorium dafür fehlt, was sonst noch alles gesellschaftlich nicht bloß wünschenswert, sondern funktional erforderlich ist – und zwar genau so, dass es nicht den Gesichtspunkten von Kostenreduktion und Gewinnsteigerung unterworfen wird, sondern sich ihnen zu entziehen oder sich sogar gegen sie zu wenden vermag.

Ungleichheit

Zur ungleichheitstheoretischen Perspektive möchte ich zwei Hinweise von Kommentatorinnen ansprechen. Der eine bezieht sich auf meine im vierten Schritt der Modellkonstruktion formulierte These, dass in der kapitalistisch geprägten Moderne arbeitsmarktvermittelte – allgemeiner: ökonomische – Ungleichheiten die Lebenschancen von Personen stärker prägen als andere Ursprünge von Schlechter- und Besserstellungen. Mir war klar, dass dies sowohl die aktuelle – ich sage nicht: modische – Intersektionalitäts-Debatte als auch die an Max Weber anknüpfende altehrwürdige Marx-Kritik herausfordert. Wollen wir – so Schützeichel (2015: 302) – hinter Weber zurück, der »ständische Ehre« neben Marktchancen als eigenständige Quelle von Ungleichheitserfahrungen herausstellt? Und wollen wir weiterhin Geschlecht, »Rasse« u.a., was mit »class« zusammenwirkt, ausblenden? Burzan (28) verweist auf die »... Grenzen von Ungleichheitskonzepten, die allein aus ökonomischem Kapital Lebenschancen, Lebensführungen, Handlungsorientierungen und das Ausmaß von Konfliktfähigkeit ableiten wollen ...«. Gerade die deutsche Ungleichheitsdiskussion hat in diesen Fragen einen inzwischen auch als solchen erkannten Sonderweg genommen; aber niemand – wir sind wieder bei Markenbildung – lässt sich so leicht ausreden, dass seine Vorgarten-Rabatten doch die allerschönsten sind.

Auch hier plädiere ich dafür, dass die Empirie entscheidet. Ich bestreite dabei nicht, dass Geschlecht oder Migrationshintergrund und auch noch weitere Faktoren wie etwa Generationszugehörigkeit die Lebenschancen von Personen nennenswert mit bestimmen; ich gestehe sogar zu, dass diese drei Ungleichheitsdimensionen in besonderen Arten von Faktorenkonfigurationen am stärksten wirken können; aber ich vermute weiter-

hin, dass arbeitsmarktvermittelte Ungleichheiten beim Gros der Gesellschaftsmitglieder – und zwar weltweit – die dominanten Erklärungsfaktoren für die am wichtigsten genommenen Schlechter- oder Besserstellungen sind. Gegenteilige Behauptungen sind, so meine Einschätzung, eher von »political correctness« als von Faktenkenntnis getragen. Doch wenn die Daten hier anderes zeigen sollten, müsste ich mein Modell an diesem Punkt grundlegend revidieren.

Der andere Hinweis, den ich ausgesprochen interessant finde, kommt von Weiß (61, 64). Sie versteht Ungleichheit pauschal als Herrschaft, was mir überhaupt nicht einleuchtet. Dass ich z. B. vielleicht zehnmal so viel verdiene wie meine Putzhilfe, konstituiert noch kein Herrschaftsverhältnis, weil ich ihr dadurch nicht autoritativ vorschreiben kann, wie sie zu leben hat. Das wäre ja wunderbar: wenn die gutverdienende bildungsbürgerliche grün-alternative obere Mittelschicht aus menschenfreundlichen Gymnasiallehrerinnen und Professoren den Pegida-Anhängern aus der sich bedroht fühlenden unteren Mittelschicht sagen könnte, wie empfangsbereit sie gefälligst auf Bürgerkriegsflüchtlinge zu reagieren haben. Aber so einfach ist es – in diesem Fall: leider! – nicht. Doch Weiß hat insoweit Recht, dass bestimmte Ungleichheitsverhältnisse auf Herrschaft hinauslaufen und solche Herrschaftsverhältnisse auch kulturell konstituiert sein können. Sie schlägt eine Typologie vor, die drei Arten von Ungleichbehandlungen unterscheidet:

- sich ganz auf die Sachdimension berufende Ungleichheiten, die scheinbar »objektive« Bedarfe bedienen,
- völlig in der Sozialdimension argumentierende Begründungen von Ungleichheiten, die sich naturalistisch oder kulturalistisch auf »Rasse« oder Geschlecht oder »Nation« berufen,
- und beide Argumentationslinien mobilisierende Ungleichbehandlungen.

Diese Unterscheidung könnte sicher weiter ausgearbeitet werden und sich als fruchtbar erweisen.

Kultur

Bezüglich der kulturtheoretischen Perspektive schließlich ist zunächst auf den Einwand einzugehen, dass Kultur sozialtheoretisch etwas Fundamentaleres als Differenzierung und Ungleichheit darstellt – so Schützeichel (2015: 298f.). Handeln kann ohne kulturelle Komponenten gar nicht gedacht werden; aber sehr wohl kann Handeln, auch in der Moderne, stattfinden, das nicht nennenswert von funktionaler Differenzierung oder Ungleichheit geprägt ist. Der allgemeinste handlungstheoretische Bezugsrahmen soziologischen Denkens – siehe etwa die Synthese in Schimank (2000) – muss entsprechend nicht auf Ungleichheiten und funktionale Differenzierung zu sprechen kommen, sehr wohl aber auf Kultur. Diese Beobachtung stimmt – aber welchen Unterschied zwischen den drei Perspektiven macht sie gesellschaftstheoretisch? Man kann ja weitergehend hinzufügen, dass in der Geschichte menschlicher Gesellschaften universell zu konstatierende Ungleichheiten etwas gesellschaftstheoretisch Ubiquitäreres sind als die erst in der Mo-

derne sich ausbildende funktionale Differenzierung von »Wertsphären«. Doch es wäre genauso zu fragen: Bedeuten diese Unterschiede der drei Perspektiven dahingehend etwas, dass es einseitige Fundierungsverhältnisse in Gestalt eines analytischen Primats gibt? Das sehe ich nicht.

Sparsam (56f.) schlägt ein weiteres denkbares Fundierungsverhältnis vor. Er sieht die kapitalistische Steigerungslogik nicht in der kulturellen Fortschrittsidee der Moderne angelegt, sondern als eine »... formimmanente Eigenschaft des Geldes ...: Die Maßlosigkeit ist im Medium selbst angelegt.« Das ist konsequent gedacht, wenn man wie er die Kapitalismustheorie als *pater familias* einsetzen will. Ich sehe in diesem Punkt aber weiterhin, wie im zweiten Leitsatz festgehalten, keine Sonderstellung der kapitalistischen Wirtschaft, sondern ein allgemeines Merkmal funktionaler Differenzierung. Wissenschaftliches Wahrheitsstreben z. B. oder das, was man gemäß der bekannten Definition der WHO als Gesundheit für erstrebenswert halten kann, weist dieselbe Maßlosigkeit auf – freilich mit anderen gesellschaftsweiten Konsequenzen als die kapitalistische Maßlosigkeit, worüber Sparsam und ich uns einig sind.

Weiß (63) vermisst in meiner Konzeptualisierung der kulturtheoretischen Perspektive »... die Herrschaftsförmigkeit kultureller Leitideen ...« Ergänzend moniert Schützeichel (2015: 302), man könne nicht über »kulturelle Kämpfe« sprechen, »... ohne anzugeben, aus welchen Quellen sie sich speisen ...«. Wie ich bereits vermerkt habe, bevorzuge ich einen engen Herrschaftsbegriff und vermute, dass Weiß mit ihrem Hinweis eher allgemein darauf abstellt, dass kulturelle Kämpfe darüber, was als erstrebenswert, normativ geboten und kognitiv gegeben angesehen werden soll, Kämpfe über Einflussdominanz darstellen. Das ist völlig richtig. Trägergruppen wollen ihre jeweiligen Lesarten der Welt und des gesellschaftlichen Geschehens inthronisieren. Doch dies gelingt in der Moderne oft nicht in einem solchen Ausmaß, dass man von kultureller Herrschaft sprechen könnte. Kulturelle Herrschaft müsste ja heißen, dass bestimmte Akteure anderen logischerweise oder zumindest faktisch durchsetzungsfähig vorschreiben können, wie diese zu denken und die Welt zu sehen haben. Das gibt es auch in der Moderne noch, aber doch viel weniger als in vormodernen Gesellschaftsverhältnissen. Heute sind sogar kulturelle Hegemonien alles andere als unbezweifelte Dogmen; es gibt sub-hegemoniale Abweichungen und anti-hegemoniale Herausforderungen, ganz zu schweigen davon, dass das hegemoniale Ideengebilde in sich unklar, zerrissen und umstritten sein kann; und all das trägt zu sich immer wieder wandelnden Kräfteverhältnissen konkurrierender kultureller Lesarten der Welt bei. All das wäre in entsprechenden Analysen für spezifische kulturelle Ideen im Einzelnen darzulegen, um auch Schützeichels Monitum zu begegnen.

Ich will allerdings zwei wichtige Fälle von kultureller Hegemonie anführen, bei denen der Herrschaftsbegriff angemessen ist bzw. bis vor kurzem war. Der wichtigste und für die Konstitution der Moderne zentrale Fall kultureller Herrschaft ist die von mir im zweiten Schritt der Modellkonstruktion angesprochene Verdinglichung funktionaler Differenzierung, worüber die jeweiligen teilsystemischen Leistungsproduzenten in ihrer »Wertsphäre« als legitim geltende Herrschaftsansprüche reklamieren. Weder funktionale Differenzierung als grundlegendes Bauprinzip der Moderne noch die Ausdifferenzierung

gen der bestehenden Teilsysteme – insbesondere nicht der kapitalistischen Wirtschaft – werden von größeren Gruppen ernsthaft in Frage gestellt. Man kann sich zwar die partielle oder totale Beseitigung funktionaler Differenzierung vorstellen und hat zumindest für Ersteres ja auch ein paar Anschauungsfälle wie den real existiert habenden Sozialismus; doch man bewertet dies gerade nach den realen Erfahrungen als Zerstörung und nicht etwa als Verbesserung. Funktionale Differenzierung wird somit als prinzipielles gesellschaftliches Ordnungsmuster inzwischen weithin als unübertrefflich eingeschätzt, und entsprechend muss sich jedes Handeln, das nicht als abseitig und unvernünftig eingestuft werden will, dieser kulturell konstituierten Differenzierungsordnung fügen. Der zweite Fall, bei dem man bis vor wenigen Jahrzehnten noch von einem gerade auch kulturell verankerten festgefügtten Herrschaftsverhältnis sprechen konnte, ist das Geschlechterverhältnis. Mittlerweile stellt es aber ein insgesamt doch eindrucksvolles Beispiel dafür dar, wie Herrschaftsunterworfenen gerade auch durch anti-hegemoniale Ideen die kulturelle Hegemonie des »männlichen Denkens« erfolgreich herausfordern – zwar noch nicht in allen Lebensbereichen und allen gesellschaftlichen Milieus gleichermaßen und längst noch nicht überall auf der Welt, doch alles in allem mit einem erstaunlichen Drive.

Moderne

Das von mir gezeichnete Gesamtbild von Moderne ist eines, das – ganz wie von Rössel (46f.) gefordert – ein gehöriges Maß an Inkohärenz in Rechnung stellt. Ich ziehe daraus aber, anders als Rössel, nicht den überzogenen Schluss, dass gar nicht sinnvoll von Moderne im Unterschied zu verschiedenen Arten von vormodernen Gesellschaftsformen gesprochen werden, sondern man allenfalls vordergründige Partialcharakterisierungen wie »Industriegesellschaft« vornehmen könne. Richtig bleibt, dass man die Moderne wohl schwerlich auf einen einzigen Begriff wird bringen können. Auch Formulierungen wie »funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft«, die ich gelegentlich verwende, sind unvollständige Charakterisierungen, in denen die Ungleichheitsstrukturen der Moderne allenfalls implizit mitgemeint sind und die Kultur der Moderne gar nicht zum Ausdruck gebracht wird. Einfacher, als ich es hier darzulegen versucht habe, ist ein angemessenes umfassendes Verständnis der Moderne offenbar nicht zu haben. Wenn man Renn (2015:316f.) folgt, betreibe ich ja auch mit meinem integrativen Modell immer noch eine sträfliche Übereinfachung.

Mit Blick auf eine soziologische Aufklärung der Gesellschaft über sich selbst gilt: Je einfacher die gesellschaftlichen Verhältnisse sind, desto weniger benötigt man sowohl für die Alltagsgeschäfte als auch für Gesellschaftsgestaltung gesellschaftstheoretisches Orientierungswissen; dabei wäre es unter diesen Umständen noch relativ einfach, solches Wissen bereitzustellen. Je komplexer hingegen die Gesellschaft und ihre Dynamiken werden, desto nötiger haben die gesellschaftlichen Akteure – insbesondere Entscheidungsträger – Gesellschaftstheorie; doch umso schwieriger wird diese. Vielleicht ist ab einem bestimmten Komplexitätsgrad eine Gesellschaftstheorie aus einem Guss sogar gänzlich unmöglich. Womit wir wieder beim »Coping« wären.

Ich bin mir keineswegs sicher, dass die Gegenwartsgesellschaft, von der Zukunft ganz zu schweigen, nicht bereits jenes Maß an Überkomplexität erreicht hat, an dem Versuche wie der von mir zur Diskussion gestellte zwangsläufig scheitern müssen. Auch wenn ich meine, dass man den Versuch unternehmen sollte, um es auszutesten und dann vielleicht zu merken, dass es geht oder eben nicht mehr geht, halte ich mich nicht zuletzt wegen dieser Unsicherheit mit starken gesellschaftsdiagnostischen Aussagen zurück. Eine gewisse diagnostische Stimmungslage ist wohl dennoch heraushörbar. So stellt Deutschmann (x) fest, ich sei »... weder Untergangsprophet, noch Gleichgewichtstheoretiker«. Aber er notiert dann doch eher auf Strukturprobleme der Moderne abstellende Akzentsetzungen – insbesondere die ins Auge zu fassende Möglichkeit, dass die durch das Primat der kapitalistischen Wirtschaft eingebaute gesellschaftliche »... ›Unwucht‹ ... eskalieren und außer Kontrolle geraten könnte«. Nullmeier (2015: 294) attestiert mir einerseits, »... mit einem leicht skeptischen und vorsichtig ängstlichen Blick ...« auf die Moderne zu schauen, der aber andererseits eines »Hoffnungsschimmers« nicht entbehre. Diese von beiden komplementär beobachtete Ambivalenz trifft zu. Die Moderne ist in meinen Augen ein sehr leistungsfähiges, aber – mit Richard Münch (1991: 308) zu sprechen – »... äußerst riskantes Unternehmen.« Ob sie ein unaufhaltsam auf eine Katastrophe zusteuender Dschagannath-Wagen ist, können wir nicht wissen. Wir haben freilich ein existentielles Interesse daran, diese Diagnose nicht wahr werden zu lassen, weshalb es nichts schaden kann, als soziologischer Gesellschaftsbeobachter eher warnend als zukunftsfröhlich aufzutreten.

Fortsetzung folgt!

Die Herausgeber der ZTS haben mir kein Seitenlimit für diese Replik auferlegt. Ich hoffe, ich habe das nicht zu dreist ausgenutzt. Es wäre auch jetzt noch so viel mehr zu sagen. Ich kann meine Kommentatorinnen und Kommentatoren mit Blick auf ihre von mir nicht angesprochenen Hinweise und Kritiken nur nochmals darauf verweisen, dass ich ja nicht ihr einziger Adressat bin. Sie haben viele andere Leser, die sich auch auf die eine oder andere Weise an der weiteren Diskussion beteiligen werden.

Mit Blick auf eine Fortsetzung der in meinen Augen bis zu diesem Punkt ausgesprochen fruchtbaren Diskussion sei nochmals betont, dass ich mir gewünscht hätte, dass die Prüfung meines Vorschlags schon mehr ins Detail gegangen wäre. Wie zweckmäßig und haltbar sind die von mir vorgeschlagenen spezifischen Verbindungen der drei Theoriefamilien? Sind beispielsweise Konflikte über arbeitsmarktvermittelte Ungleichheiten Triebkräfte von teilsystemischen Inklusionsdynamiken, und werden diese Dynamiken bei einer Reihe von teilsystemischen Leistungsproduktionen durch, über den Steuerstaat weitergegebenen, Ökonomisierungsdruck ausgebremst? Wie erklärungskräftig sind diese Wirkungszusammenhänge im Vergleich zu anderen Faktoren, die ebenfalls eine Rolle spielen können? Welche verschiedenen Muster solcher Wirkungszusammenhänge lassen sich unterscheiden, wenn man Teilsysteme oder nationale Kontexte oder historische Zeitphasen miteinander vergleicht?

Aber vielleicht war es noch zu früh, solche Fragen zu stellen. Ganz offensichtlich hat mein Vorschlag so viele Vorfragen aufgeworfen, die erst einmal zur Sprache kommen

mussten, dass das, was mein Hauptanliegen war, nun erst angegangen werden könnte – sofern die Einschätzung der Vorfragen nicht zu dem Schluss führt, dass das Vorhaben in dieser Form ohnehin nicht zielführend ist. Ich bin diesbezüglich noch nicht entmutigt und bleibe, gerne auch weiterhin Diskussionsangebote aufgreifend, am Ball.

Literatur

- Aberle, David F./Cohen, Albert K./Levy, Marion J./Sutton, Francis X. (1950): »The Functional Prerequisites of a Society«. In: *Ethics* 60, S. 100-111.
- Emerson, Richard M. (1962): »Power-Dependence Relations«. In: *American Sociological Review* 27, S. 31-41.
- Etzioni, Amitai (1973): »Mixed Scanning: A Third Approach to Decision-making«. In: Faludi, Andreas (Hg.): *A Reader in Planning Theory*. Oxford: Pergamon, S. 217-229.
- Etzioni, Amitai (1968): *The Active Society*. New York: Free Press.
- Gerhards, Jürgen (2001): »Der Aufstand des Publikums. Eine systemtheoretische Interpretation des Kulturwandels in Deutschland zwischen 1960 und 1989«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30, S. 163-184.
- Guttandin, Friedhelm (1996): *Improvisationsgesellschaft. Provinzstadtkultur in Südamerika*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Habermas, Jürgen (1971): »Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz«. In: Habermas, Jürgen / Luhmann, Niklas: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 101-141.
- Hickel, Rudolf (Hrsg.) (1976): *Die Finanzkrise des Steuerstaats*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Knöbl, Wolfgang (2007): *Die Kontingenz der Moderne. Wege in Europa, Asien und Amerika*. Frankfurt/M.: Campus.
- Knöbl, Wolfgang (2010): »Die Kontingenz der Moderne – Antwort auf die Kritiker«. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008*. Wiesbaden: VS, S. 803-808.
- Levy, Marion J. (1971): *The Structure of Society*. Princeton, N.J.: University Press.
- Luhmann, Niklas (1993): »»Was ist der Fall?« und »Was steckt dahinter?« *Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie*. Universität Bielefeld: Presse- und Informationsstelle.
- Mayntz, Renate (2015): »Uwe Schimanks theoretisches Modell der modernen Gesellschaft: Realtypus oder Idealtypus?«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 269-274.
- Münch, Richard (1991): *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nullmeier, Frank (2015): »Leistungsprozess und soziale Kämpfe, Kapitalismus und funktionale Differenzierung«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 284-294.
- Renn, Joachim (2015): »Soziologische Vokabulare der Moderne, oder: Gesellschaftstheorie als Integration des Desintegrierten?«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 307-319.
- Schimank, Uwe (2000): *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. München: Juventa.
- Schimank, Uwe (2005): *Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne*. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe (2010): »Wie Akteurkonstellationen so erscheinen, als ob gesellschaftliche Teilsysteme handeln – und warum das gesellschaftstheoretisch von zentraler Bedeutung ist«. In: Albert, Gert / Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers. Sonderheft 50/2010 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS, S. 462-471.

- Schimank, Uwe (2011): »Nur noch Coping: Eine Skizze postheroischer Politik«. In: *Zeitschrift für Politikwissenschaft* 21, S. 455-463.
- Schimank, Uwe (2012): »Markenbildung und Markenbindung auf dem Theorie-Markt – Eine Notiz zur Soziologie der Soziologie«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1, S. 10-16.
- Schimank, Uwe (2015): »Lebensplanung!? Biografische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 25, S. 7-31.
- Schroer, Markus (2014): »Soziologie der Aufmerksamkeit«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 66, S. 193-218.
- Schützeichel, Rainer (2015): »Disbalancen der Gesellschaftstheorie«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 295-306.
- Schwinn, Thomas (2015): »Zu Uwe Schimanks Versuch einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 275-283.
- Stichweh, Rudolf (1988): »Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft«. In: Mayntz, Renate/Rosewitz, Bernd/Schimank, Uwe (Hg.): *Differenzierung und Verselbständigung – Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Frankfurt/M.: Campus, S. 261-293.

Anschrift:

Prof. Dr. Uwe Schimank
Universität Bremen
Institut für Soziologie, SOCIUM
Mary-Somerville-Str. 9
Unicom, Haus Salzburg
28359 Bremen
uwe.schimank@uni-bremen.de